



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Pfingsten.

Wie traurig schaut's in einem Haus — —
Wie wenig pfingstlich sauber aus . .

— Und ist's auch noch so wohlgekehrt
Ist jedem Staub der Platz verwehrt —

Wenn Die, „so schafft“ ohn' Unterlaß,
Zulezt das eig'ne Herz vergaß.

Auf der Flucht.

Roman von Otto Foeder.

(Nachdruck verboten.)

Durch die sternenlose Nacht rastete der Schnellzug dahin. Vom Rheine her kam er; als er Köln verlassen, hatte ihm die scheidende Sonne noch das Weggeleit gegeben, nun sauste das Dampftröb durch die endlose Niederung, die immer reizloser wird, je näher sie Hollands Grenze kommt.

Die Wagen waren überfüllt. Bei dem schwachen dämmernden Lichte der flackernden winzigen Gasflammen lauerten die Reisenden nebeneinander. Sie waren schweigsam geworden durch die lange Fahrt, saugten gähmend an ihren Zigarren oder versuchten schläfrig zu nicken. Manche Reisenden hatten auch wirklichen Schlaf gefunden und schnarchten rechtsschaffen; andere wieder säuberten unermüdlich die vom Froste der Novembernacht angelaufenen Fensterscheiben und suchten in die Dunkelheit hinauszuatzen.

Ein dicker Viehhändler in der dritten Klasse gähnte überlaut und zog trotzig die schwergoldene Uhr auf. „Noch eine Stunde und wir sind in Holland,“ sagte er dann. Als keiner ihm Antwort gab, ließ er das speckige Kinn wieder auf die Brust herabsinken und schnarchte weiter.

Ein bleicher junger Mann in der ersten Klasse des Abteils hatte die Bemerkung wohl gehört. Nun tastete er nach dem Kursbuch in der Ueberrocktasche, blätterte und suchte. Da — Seite 94 —



Runen. Nach dem Gemälde von A. v. Neogrady.

deutsche Station. Man las oft, daß an dieser Station gesuchte Verbrecher gewissermaßen noch im letzten Augenblick ergriffen wurden. Der Telegraph hatte nach allen Richtungen zuvor gespielt und den an den Grenzstationen amtierenden Polizeiorganen eine möglichst genaue Personalbeschreibung des verfolgten Verbrechers übermittelt; geschäftig eilen nun die Polizisten von einem Wagen zum andern, und richtig fällt ihr Blick auf den Gesuchten, der sich vergeblich unsichtbar machen möchte. Ein kurzer Wortwechsel, ein verzweifelter Ringen mit der Uebermacht . . . und dann das Klirren von Stahlfesseln, und ehe sich die übrigen Reisenden über den aufregenden Zwischenfall noch recht klar geworden, fährt der Zug ohne den Flüchtling weiter in die Nacht hinaus. — —

Mühsam hielt der bleiche junge Mann ein Stöhnen zurück. Ah, läge ihm nur erst die letzte Station der Heimat im Rücken! Drüben im Holländischen war die Gefahr keine so große mehr; selbst eine telegraphische Verfolgung erforderte Zeit, da Auslieferungsbegehren von Regierung zu Regierung gestellt werden müssen — oder verkehrten im Falle eines Kapitalverbrechens die Polizeibehörden der verschiedenen Länder doch direkt miteinander? . . . Ah, über diese Marter, unausgesetzt denken und kombinieren, alle möglichen und unmöglichen Voraussetzungen ausspinnen zu müssen! . . . War er denn im Grunde nicht recht kindisch mit seiner Befürchtung, die Gerechtigkeit vermöchte ihm schon auf den Fersen zu sein? Niemand

hatte ihn gesehen, als er sein Opfer aufgesucht, kein Mensch es wahrgenommen, als er geflohen war . . . und wenn man den Toten inzwischen auch gefunden hatte — wer sollte darauf kommen, daß ausgerechnet gerade er es gewesen war, der —?

Unsinn, er war sicher, unbehelligt zu bleiben; ruhig konnte er den Kopf an die Rückwand lehnen und wenigstens versuchen, den langentbehrten Schlaf ein wenig nachzuholen.

Aber als bald darauf die Lokomotive gellend und anhaltend zu pfeifen begann, da hob ihn neuer Schrecken wie mit Riesengewalt fast vom Sitz empor.

Die Grenzstation war erreicht. Nun hielt der Zug, die Türen wurden aufgerissen. Ein Mann in dunkler Uniform stand auf dem Trittbrett draußen und schaute den sich Verfärbenden scharf an. Diesen beschlich sekundenlang das wahnwitzige Verlangen, an dem Beamten vorüber in die Nacht hinaus zu entspringen, und hätten ihm die schlotternden Glieder eben nicht den Dienst versagt, würde er dem elementaren Drange sicherlich nachgegeben haben. Und doch hatte ihm dieses memmenhafte Gewissen nur einen Streich gespielt, denn nur der holländische Schaffner war es, der seinen deutschen Kollegen abgelöst hatte und sich nun die Fahrkarten vorzeigen ließ.

Endlich ging es weiter durch die Nacht. Wie diese ewig sich streckten! Die Zeiger auf der ersten holländischen Stationsuhr liefen schneidengleich eine volle Stunde hinter den deutschen Bahnuhren her, als ob die Sonne nicht aufgehen wollte, um den Ruchlosen nicht in das gezeichnete Angesicht schauen zu müssen.

Dennoch wurde es endlich Tag. Dem finster geballten Rebel zum Trost, der über den fruchtbaren Wiesen des flachen Marschlandes sich streckte, stieg siegreich das leuchtende Tagesgestirn. Auf den Bahnhöfen unterwegs drängten sich die Menschen, den Frieden eines guten Gewissens im Gesicht; junge Studenten, halbflüchtige Mädchen mit Mappen im Arme, dazwischen behäbiges Bauernvolk in ungefügen Holzschuhen. Ein Heißhunger nach solchem Frieden kam den Flüchtling an. Was er darum gegeben hätte, den Tag zuvor aus der Welt schaffen, die unselige Tat ungeschehen machen zu können! . . . Doch zurück mit all diesen Jammerrufen eines überreizten Gewissens in die verschwiegene Herzenstiefe — dort tauchte eben eine blinkende Helmspitze auf; ein öffentlicher Sicherheitswächter ist es, der die verschiedenen Abteile mit wichtiger Amtsmiene mustert. Und als er längst vorüber, und der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, da hastete noch immer kalter Angstschweiß in dicken Tropfen auf des Flüchtlings bleicher Stirn.

Endlich war Rotterdam erreicht. Wieder ein blinkender Schutzmannshelm. Neben dessen Träger stand ein unifor-

seinem Blicke gebannt blieb dieser stehen. Er wußte, daß sein Benehmen auffällig war und er sich dadurch verraten mußte, sicherlich war es ein Detektive oder sonst ein Spezialpolizist, der sein Signalement bereits schwarz auf weiß in Händen hatte.



Eine Buchdruckerei im Unterland bei Bailly.

Und da trat der Schreckliche auch schon an den noch immer regungslos Stehenden heran und sprach ihn an. Aber es war kein spürender Polizist, sondern nur der Kommissar der großen Dampfschiffgesellschaft, der mit geübtem Blicke sofort den Ueberseepassagier erkannt hatte.

Befreit atmete der Unglückliche auf; am liebsten wäre er dem Manne um den Hals gefallen. Wie im Traume schritt er neben diesem einher und hörte von ihm, der Dampfer werde abends um sechs Uhr in See stechen; es sei diesmal nur einer der älteren Dampfer mit einer einzigen Schraube, wohl gegen zwölf Tage dürfte es währen, bis er New-York erreichte, während die neuen Schiffe in sieben bis acht Tagen die Reise zurücklegten; dafür aber sei viel Platz und die Verpflegung vortrefflich.

Im Bureau der Dampferkompagnie ein kurzes, oberflächliches Verhör. Da waren einige Fragen zu erledigen, deren Verantwortung gutgläubig hingenommen wurde, kein Ausweis wurde verlangt, man trug den neuen Passagier nach seiner Angabe als Herrn Willi Rathgens aus Köln in die Kajütliste, fertigte das „Ticket“ auf diesen Namen aus — und der neugebadene Herr Rathgens schritt gehobenen Muts aus dem Bureau.

Aber die vom blinkenden Sonnenschein und den vielen neuen Eindrücken in der fremden, volksbelebten Stadt erzeugte Frohstimmung währte nur wenige Stunden lang. Als der Abend niederdämmerte und es die Zeit geworden war, an Bord zu gehen, da war es dem Flüchtling nicht anders, als ob schwere Schatten auf ihn niederfielen und den trügerisch heiteren Grundton aus seiner Seele bannten. Eine innere Stimme meißelte ihm, daß nunmehr sein Geschick sich erfüllen mußte. Endlos streckte sich die Fahrt nach dem Außenhafen, in welchem die „Spaarn-dam“ verankert lag. Düstere, langgestreckte Gebäude ringsum, die Straßen schmutzig und von schwerbelasteten hochbeladenen Frachtwagen vielfach verstopft. Zu guter

Lezt ein plötzlicher Aufenthalt. Eine Drehbrücke war abgefahren worden, um Segelschiffe durchzulassen, und auf beiden Seiten türmten sich wahre Wagenburgen an. Die Kutcher hockten auf dem Boock oder standen neben ihren Fuhrwerken



Deutsche Soldaten als Gemüsegärtner in Feindesland.

mierter Mann mit Silberbuchstaben auf der linken Kragenpatte. Wie dieser die aussteigenden Reisenden, einen nach dem anderen musterte! Was für Papiere er in den Händen tragen mochte? Nun faßte er den Flüchtling ins Auge, und wie unter

und warteten mit holländischem Phlegma, bis das Verkehrshindernis beseitigt sein würde — ab und zu streifte wohl auch ein Blick den in seiner Droschke vor Ungeduld fast Vergehenden. Was dieser darum gegeben hätte, wäre es ihm möglich gewesen, sich in einen der schmierigen Fuhrknechte zu verwandeln! Aus deren plumpen Zügen sprach das Behagen; wie sie aus ihren kurzen Konsummeln pafften und breitbeinig standen — das ging Abends zur Kneipe, Sonntags zum Tanz, lebte eine Woche um die andere dahin, dachte nicht an Höheres, war aber stillvergönnt und schnarchte Nachts! Er, der bleiche Gesell, würde den guten Schlaf niemals wieder kennen lernen. Ergriffen sie ihn nicht und brachten ihn in den Kerker, dann war ein anderer Verfolger da — jener stille Mann mit dem stummen, fürchterlichen Vorwurf in den verzerrten Zügen! Schon jetzt hatte der Flüchtling oft das Gefühl, als ob der Sitz neben ihm nicht leer sei, als ob ein anderer neben ihm säße.

Da war endlich das Schiff! Undeutlich traten seine gewaltigen Konturen aus der immer dichter herabgedämmerten Dunkelheit. Aus dem Riesenrumpf funkelten zahllose Lichter und erschwimmten in dem schmalen Wasserstreifen, der zwischen Land und Schiff dahinfloß. Kreischen und Dröhnen, Pfasten und Eilen! Kaufmannsgüter wurden von den Dampfschiffen noch in den Raum gestaut, da waren noch so viele Ballen und Kisten mauerhoch getürmt, daß ein Fertigwerden zur rechten Zeit schier unmöglich erschien.

Wieder blinkende Schutzmannshelme, darunter sogar einige berittene Mannschaften. Sie hielten ein stattliches Menschenhäuflein in engem Banne, Auswanderer, die im Zwischendecke reisten und erst im letzten Augenblick an Bord gelassen wurden.

Wie im Traume folgte der Ankömmling den beiden Stewards, die sein Gepäc an Bord brachten. Nun schritt er über die enge Verbindungsbrücke. Gleich darauf stand er im hellerleuchteten Vorfal, von dem die teppichbelegten Treppen zu den beiden Oberdecks und hinunter nach den Schlaffabinen der Kajütpassagiere führten. Ein Häuflein Schiffsoffiziere stand zur Begrüßung der Fahrgäste bereit, und neben den schlicht uniformierten Seeleuten wieder jene fatal blinkenden Schutzmannshelme; daneben auch Herren in Zivil, denen der Flüchtling ihr Spürhandwerk vom Gesicht ablesen zu können vermeinte. Sie alle interessierten sich für jeden neuen Ankömmling, der sein Billett vorzeigen mußte und nach seinem Namen gefragt wurde.

Jetzt mußte die Entlarbung kommen! War die Polizei bereits verständigt, so würde ihr der falsche Name auffallen. Nur mit knapper Not behielt der Flüchtling so viel Geistesgegenwart, um seinen neuen Decknamen hervorzubringen. Er atmete bei der Wahrnehmung auf, wie die Namensnennung keinerlei Eindruck hervorrief, nur der eine Zivilist neben dem baumlangen Polizisten schaute ihn mit argwöhnischem Blicke an — er glaubte ganz deutlich zu bemerken, wie der Unheimliche sich abwandte und verstohlen in seinem Taschenbuch etwas ablas.

Wie trunken folgte der junge Mann dem voranschreitenden Steward, der bereits sein Gepäc in die Kabine gebracht hatte. Da das Schiff nicht vollbesetzt war, so hatte man sie dem Passagier zur alleinigen Benützung angewiesen. Um sie zu erreichen, mußte man den Gang zur Linken bis ans Ende verfolgen; dort, wo dieser sich in einen zweiten Gang teilte, lag die Kabine.

Raum war der Steward gegangen, so sank der Flüchtling auch schon gleich einem gehezten Wilde nieder. Mit stierem Blicke schaute er umher; knapp so viel Platz, um sich umdrehen zu können, an der einen Seite zwei schmale Bettstellen, von denen die eine senkrecht über der anderen angebracht war, unterhalb der beiden runden Fensterlufen ein schmales Sofa und zwischen diesem und den Betten ein sinnreich angeordneter Waschtisch. Ein winziger, wie für Puppen berechneter Raum. War es denn nur möglich, daß er solch hirnerfressende Furcht in sich einschließen konnte?

Am liebsten hätte der Unselige sich in dem Zimmerchen eingeriegelt, bis sich das Schiff in Bewegung gesetzt hatte. Aber er hatte das Gefühl, als würde er sich durch ein derartiges Benehmen erst recht verdächtig machen, hat doch jeder Reisende ein schier unbezwingliches Bedürfnis, das ihm zu langem Aufenthalte dienende Schiff zu rascher, erster Orientierung zu durchwandern.

Gewaltig raffte der sich wie zerschlagen Fühlende wieder auf und begab sich nach dem Hauptdeck zurück. An den immer noch im Vorfal den Vorüber trat er in die geräumige Tiefe des Speisesaales; die Tische waren festtäglich gedeckt,

eine Anzahl Reisender hatte es sich in den breiten Armstühlen schon bequem gemacht. Andere betrachteten die farbenfatten Bilder an den Wänden und Decken; dort musizierte eine Dame, in allen Zügen las der unstet weiter Wandernde frohe Erwartung, wie man sie einem außergewöhnlichen Ereignis entgegenbringt.

Überall in verschwenderischer Fülle Glanz der elektrischen Birnen, allenthalben jene angespannte Gast der letzten Minuten, jenes nervöse Auf- und Abirren, das im Grunde wenig oder nichts fördert.

Im Rauchsalon saßen schon einige unverbesserliche Spieler und waren mit einer ergiebigen Probe des Weinlagers an Bord beschäftigt. Dicht gedrängt saßen Männlein und Weiblein in der Bibliothek, galt es doch, die letzten Abschiedsgrüße auf das Papier zu werfen, denn nur noch farge Minuten verstrichen bis zum Postschlusse.

Ein Blick auf die Uhr belehrte Rathgens darüber, daß er erst zwanzig Minuten an Bord des Dampfers sich befand. Fast noch eine volle Stunde mußte vergehen, ehe die Sirene dreimal das letzte Lebewohl in die Nacht hinausheulte.

Welche Ewigkeit liegt doch in der Minute! Wie sie zur Reinerin werden kann, wenn sie schneidengleich dahinfriecht und in ihrem Verzuge die Gefahr lauert! Auf und nieder, hin und her, rastlos immer wieder aufs neue schritt der Unselige über die verschiedenen Decks. Zumeilen lehnte er sich an der dem Festlande entgegengesetzten Seite über die Brüstung, starrte in die dunkle Flut — ein Sprung hinunter und dieses angstgefolterte Herz schlug nicht mehr, dieses memmenhafte Gewissen beunruhigte ihn nicht länger!

Aber der da oben stand, hing wie jeder Mensch am Leben und am Sonnenschein.

Wieder wanderte er in die Tiefe des Schiffsraumes, aber als er sich seiner Kabine näherte, da hätte er vor grauenvoller Furcht beinahe laut aufgeschrien. Vor seiner Tür standen zwei Sicherheitswächter in Uniform neben ebenso vielen Zivilisten. Sie studierten den Namen, der auf einer an der Tür befestigten Tafel angeschrieben stand. Was fanden sie wohl an „Herrn Rathgens“ Verdächtiges? Wie gerne hätte dieser schleunigst den Fuß gewendet und wäre zurück ans Land gelaufen — aber das hätte ja erst recht Verdacht erregt, wäre er angesichts dieser Polizisten zurückgewichen. Diese hatten sein Herankommen ohnehin schon bemerkt.

Nun war er bei der Gruppe, die in dem engen Gange beiseite treten mußte, um ihn vorbeizulassen. Er trat in die Kabine und besaß in diesem Augenblick Mut genug, die Beamten erstaunt fragend anzuschauen.

„Monsieur Rathgens?“ fragte einer von ihnen.

Der Gefragte konnte nur nicken, denn die Kneble war ihm wie zugeschnürt, er fühlte den lauernden, spähenden Blick des Beamten prüfend auf sich gerichtet.

„Sie kommen aus Deutsches Reich?“ fragte dieser wieder.

„Aus Köln,“ ermannte sich der Gefragte zu einer Antwort. „Aber was kann Sie dies interessieren?“

Der Beamte murmelte eine nichtsagende Entschuldigung, wechselte einen raschen Blick mit seinem Kameraden und zog sich zurück.

Bei einem zweiten Rundgange aber sah der wie entgeistert Blickende die Beamten abermals in verdächtiger Nähe seiner Kabinentür; diesmal konnte er noch in den Nebengang einschwenken, ohne von den Polizisten bemerkt worden zu sein. Da hörte er, wie einer von ihnen halblaut sagte: „Es ist nichts Sicheres, wir lassen es besser. Das Schiff ist morgen früh in Boulogne, mag die dortige Hafenpolizei von der Berliner Behörde besser instruiert werden. Wir können sie ja telegraphisch von unserer Wahrnehmung unterrichten.“

Der angebliche Herr Rathgens fühlte, wie er kalt wurde und sein Herz durch endlos bange Sekunden stehen blieb. So war es doch heraus, und wurde er nicht jetzt schon ergriffen, so lag es nur an der Undeutlichkeit des hinter ihm her gejagten telegraphischen Signalements. Aber was würde morgen sein? Ob es ihm gelang, sich herauszulügen?

Ahl! Lust, nur Lust! . . .

Augenblicke, die sich zu Ewigkeiten ausdehnten, vergingen noch, dann stiegen die Beamten an Deck, und das Geräusch ihrer Schritte verhallte.

Einem Trunkenen gleich wankte der Flüchtling in seine enge Kabine und warf sich stöhnend nieder. Er kam erst wieder durch stampfende, schüttelnde, schaukelnde Bewegungen zu sich — und da begriff er auch schon, daß die allernächste Gefahr vorüber war, denn das Schiff hatte sich in Bewegung gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

„Und wenn ich niemals mehr im Leben dich wiederseh . . .“

Von Paula Paideweh.

(Nachdruck verboten.)

Voll banger Sorge hatten unzählige braune und blaue Mädchenaugen am Abend des Pfingstsonnabends den Blick zu dem trüben, wolkenverhangenen Himmel gerichtet, um ihn dann weiter gleiten zu lassen zu den hellen Gewändern, die — zum Hineinschlüpfen bereit — sich wie der lachende Frühling selbst ausnahmen, und mancher Seufzer war über hübsche Rippen gegliedert, der in engem Zusammenhang stand mit Furcht vor vereitelter Festesfreude und mit Aerger über das nicht zur Geltung bringen können von Schönheit und Lieblichkeit.

Und dann hatte der gestrenge Wettergott plötzlich doch noch ein Einsehen gehabt und schließlich die himmlische Wetterfahne so gedreht, daß, als die Frühaufsteher ihr Lager verließen, goldener Sonnenschein durch die Straßen flutete und aus allen Büschen und Bäumen Vogelgesang erschallte.

Ein Pfingstsonntag, wie ihn die Dichter besingen und wie ihn die Maler malen!

Sei, wie dann auch alles den engen Häusern entflieht, um draußen im grünen Walddom Gottesdienst zu feiern — Gottesdienst, bei dem die Lerchen dem Schöpfer aller Dinge das Loblied singen, und Menschen dank in Form glücklichen Lachens und lauten Jubels zum blauen Himmel steigt.

Die Landstraßen entlang ziehen mit Pfingstmaien geschmückte Behikel, die am grauen Alltag andern Bestimmungen dienen, als langeschweifende Ausflügler an Stätten des Frohsins und der Lust zu bringen; Fußgänger suchen den Schatten der Bäume auf, und auf den Wiesen zu Seiten des Weges tummeln sich glückliche Kindercharen, indem sie Schmetterlingen nachjagen oder die duftenden Blüten des Frühlings zu Kränzen winden.

Ein gemeinsames Ziel winkt ihnen allen.

Dort, an dem etwas träge dahingleitenden Fluß, der jetzt in dem strahlenden Sonnenschein gleich einem silbernen Band flimmert, hat praktischer Geschäftssinn Gärten errichtet, in denen Militärkapellen ihre schmetternden Weisen erklingen lassen und junges Volk sich im Saal im Tande dreht.

Nur wenige sind es, die nach dem anstrengenden Marsch die Ruhung ihres leiblichen Menschen verschmähen, wenige, die die Schritte hinüberlenken zu dem Aussichtsturm, der — am Rande des Waldes gelagert — in seiner massigen Starrheit gleich wie ein Güter des in einem See endenden Flusses erscheint.

Zu diesen wenigen gehört Annemarie Jebens, die vor kurzem ihre Studien beendet und nun nach wohlbestandenem Examen eine Stelle als Hilfslehrerin an der V'er höheren Töchterschule erhalten hat.

Im schmucklosen, weißen Reinenkleid, ein liches Band um die Taille geschlungen, den schwankenden Florentiner tief auf die dunklen Voden gedrückt, die trotzdem widerpenstig von allen Seiten hervorquellen — würde niemand in der Besitzerin der strahlenden Augen und des rosigen Mündchens eine würdige Bildnerin der weiblichen Jugend vermutet haben. —

Den Arm unter den einer Freundin geschoben, betritt Annemarie mit dieser das weite Plateau, das sich vor dem Aussichtsturm dehnt, und nur mit Mühe drängt sie einen lauten Ausruf der Bewunderung beim Anblick des sich ihnen anbietenden Landschaftsbildes zurück.

Die Wasserfläche ist von Segelbooten belebt, dazwischen huschen, von sportgeübten Händen geführt, schlanke Ruderjollen vorüber, und Schwäne in majestätischer Haltung folgen den Riefurchen, die den glitzernden Wellenspiegel durchschneiden.

„O Du — wie ist doch die Welt so wunderschön!“

Fester preßt Annemarie den Arm der Gefährtin.

Diese blickt lächelnd in das erhitte Gesichtchen der Jüngerin. Wenn auch ihre Begeisterungsfähigkeit nicht mehr ganz so groß, will sie dennoch einstimmen in die Freude der anderen. Allein ehe ein Wort über ihre Rippen kommt, hebt sie plötzlich laufend den Kopf.

Lautenklänge und dazu eine frische, langeschweifende Männerstimme, die gerade zu einem fröhlichen Lied anhebt:

„Höchstes Glück ist kurzes Wlisen
Fühl's und sprich: auf Wiederkehr!
Ließ es dauernd sich besitzen,
Wär es höchstes Glück nicht mehr!“

Wie verzückt starrt Annemarie auf den Sänger, der die mit bunten Bändern geschmückte Baute im Arm nun Lied um Lied in die blaue Frühlingsluft schmettert.

„Flüchtig nur winkt es, und flüchtig versinkt es
In das umflorende Dunsimeer zurück . . .
So ist das Leben — kernschnuppig laum blinkt es . . .
So ist die Minne, die Hoffnung, das Glück.“

tönt es jetzt in verhaltener Leidenschaft.

Ein dichter Kreis von Zuhörern hat sich inzwischen um den Sänger gebildet.

Der weithin hallende Klang seiner Vieder hat viele, die in dem Walde gelagert, herbeigelockt.

Es scheint, als hätte ihre Pfingststimmung erst jetzt die rechte Weihe erhalten. Gesang gehört nun einmal zur Festfreude der Deutschen, und wenn dieser in einer Umgebung erschallt, die ohnehin auf leicht empfängliche Gemüter ihre Wirkung nicht verfehlt, dann ist man gern geneigt, selbst weniger kunstvollendetem, als es hier geboten, mit Begeisterung zu lauschen.

Das Köpfchen ein wenig vorgebeugt, damit ihr kein Ton entgeht, hat Annemarie alles um sich her vergessen. Sie bangt nur vor dem Augenblick, wo der fahrende Gesell sein Instrument auf die Schulter hängt und sich zum Gehen wendet, um an anderer Stelle sein Können zum Besten zu geben.

Für sie gilt es daher, ihn noch an die Stätte zu fesseln, wo der Zufall sie zusammengeführt.

Ein blankes Markstück will sie ihm als Lohn für seine Darbietungen spenden, die sie so überaus beglückt.

Sie greift in die Tasche und ohne sich zu befinden, schreitet sie auf den Fremden zu und reicht ihm die Münze.

Eine glühende Röte überzieht in diesem Moment dessen Antlitz.

Sekundenlang scheint es, als wolle er die Hand, die soeben die seine berührt, unwillig zurückstoßen, allein ein Blick in das Gesichtchen des jungen Mädchens ruft eine plötzliche Sinnesänderung in ihm hervor.

„Tausend Dank, meine Dame!“

Und mit einem etwas sarkastischen Lächeln schiebt er das Geldstück in die Westentasche.

„Nur noch ein Lied,“ bittet Annemarie halblaut.

Eine leichte Verbeugung ist seine ganze Antwort und gleich darauf schallt es:

„Und wenn ich niemals mehr im Leben
Dich wiederseh, ein lichter Schein
Wird immer diesen Tag umschweben,
Ein Bild auf Goldgrund wird er sein,
Zu dem ich oft die Augen hebe
In der Erinnerung Kämmerlein.“

Wie er sie eigentümlich anstarrt, während er das Verslein singt!

Annemarie wird es förmlich beklommen zu Mute. Sie ist doch nicht allein mit dem Fremden Manne hier an dem Ufer des Flusses; hunderte teilen den Kunstgenuß mit ihr und doch kann sie sich des Gefühls nicht erwehren, als könnten ihre Blicke nicht von einander los, als wäre alles andere um sie her versunken.

Wie im Rausch hat Annemarie den Heimgang angetreten, und in ihren Traum stehlen sich Bilder, die sie die Vorkommnisse des letzten Tages deutlich noch einmal erleben lassen.

Still und in sich gefehrt verbringt die sonst allzeit Heitere den Rest des Pfingstfestes, das in einer Gesellschaft in einem befreundeten Hause seinen Abschluß finden soll. Am liebsten wäre sie dieser fern geblieben, allein ihr fehlt der Grund zur Absage. Trotzdem weiß sie es einzurichten, daß sie als letzter Gast erscheint, just in dem Moment, wo man zur Tafel gehen will.

Ihr Tischnachbar bestreitet die Kosten der Konversation ganz allein; insgedessen ist es ihr möglich, den Blick durch den weiten Raum schweifen zu lassen. Ein wenig gedankenlos irrt er umher, um mit einem Mal an einem Herrn haften zu bleiben, dessen Namen sie nicht weiß und der ihr dennoch merkwürdig bekannt vorkommt.

Der hochgewachsene Mann in dem eleganten Salomanzug und der Sänger vom Aussichtsturm — können sie ein und dieselbe Persönlichkeit sein?

Schon will Annemarie den Gedanken als einen Spuk der Sinne, einen Ausfluß einer überreizten Phantasie verwerfen, da trifft sie ein Blick aus einem leuchtenden Augenpaar, der mehr sagt als tausend Worte, der sie nicht länger zweifeln läßt



Bauernhaus im Schwarzwald. Nach dem Gemälde von W. Hasemann.

an der Bewußtheit, daß jener, den sie für einen Boganten gehalten, ihr gesellschaftlich gleichsteht und nun sicherlich nicht mehr zögern wird, das Mißverständnis, dem sie zum Opfer geworden, seiner Nachbarin unter fröhlichen Scherzen zu erzählen.

Am liebsten wäre sie vor Scham und Aerger in den Boden gesunken und nur mit Mühe vermochte sie, an den Platz gebannt, das Aufheben der Tafel abzuwarten.

Sobald sich nur die Gelegenheit dazu bot, wollte sie sich heimlich davonstehlen aus dem Kreise der heiteren Menschen, denen sie ja doch nur als Zielscheibe von allerhand Spötteleien dienen konnte. — Endlich war der Augenblick gekommen.

Ein Druck auf die Türklinke, und sie stand im Hausflur, im Begriff, in die Gassen zu schlüpfen und dann ins Freie zu gelangen.

Allein einer hatte ihr Verschwinden doch bemerkt. Mit schnellen Schritten war er ihr nachgeeilt und während sie noch an ihren Knöpfen nestelte, hörte sie eine bittende Männerstimme über sich: „Nicht so, mein gnädiges Fräulein!“

Verwirrt blickt Annemarie auf: „Mein Herr . . .“

„Dr. med. Ferber,“ vollendet der andere. Und fährt dann lächelnd fort: „Als Arzt auch etwas Seelenforscher und daher wohl in der Lage, den Grund zu erraten, aus dem Sie uns Ihre Gegenwart entziehen wollen.“

Und als zweifle sie keinen Augenblick an einer ihm innewohnenden derartigen Fähigkeit, erwidert Annemarie schwermütig: „Nun ja, ich schäme mich und fürchte, ausgelacht zu werden!“

„Von wem, Fräulein Lebens? Etwa von mir, dem die Erinnerung an das Pfingstfest heilig sein wird bis an das Ende meiner Tage?“

Gescheitert.

Roman von Viktor Gelling.

(Fortsetzung.)

Fedor überlegte, was er am Abend beginnen sollte. Den gestrigen Abend hatte er Gilda gewidmet. Ihre Augen hatten voll Tränen gestanden. Er war zärtlich und liebevoll gewesen. Gilda durfte nicht wissen, daß es für ihn mit ihrer Eroberung noch nicht zu Ende sei mit dem großen Wunder der Liebe. Ihm würden noch größere beschieden sein. Asta von Felsen war in ihrer Art ebenso schön wie die schöne Gilda. Sie war außerdem frei. Das war ein großer Vorzug, das sicherte gegen alle unliebsamen Ueberraschungen und Entdeckungen. Und abgesehen davon, daß sie nicht das Weib eines anderen war, war sie auch noch über die Maßen reich. Der alte Röchling baute ja Schiffe! Es war ein neuer Adel allerdings, aber im ganzen Reiche hochangesehen. Und von Felsen hieß es, er habe eine Million hinterlassen. Gilda hatte es ihm ja selbst erzählt. Und Felsen war aus einwandfreier alter Familie gewesen. Hier gab es nichts lange zu überlegen. Hier brauchte er sich über kein engherziges Vorurteil hinwegzusetzen. Es war eine Pflicht des Verstandes, Gilda der anderen zu opfern.

Leid tat sie ihm natürlich — sehr leid. Sie war eben doch eine veritable beauté, und sie liebte ihn mit der ganzen Hingabe einer ersten Menschenliebe. Tausendmal hatte sie es ihm zugeflüstert, daß er den Sonnenschein in ihr Leben gebracht hatte. Aber diese Verblendung würde schon vergehen. Da war ihm nicht bange. Es schwebte ihm zwar die Zukunft mit unklaren Empfindungen etwas unbehaglich vor, aber er kämpfte solche Gefühlsregungen in der Regel schnell nieder. Auf diesem runden Stern hieß es in erster Linie Utilitarist sein.

Ein herangaloppierendes Pferd riß ihn aus seinen Gedanken. Herrenlos kam es herangebraust. Beim Anblick von Fedors Knappen stutzte es und fiel in Trab. Dann tänzelte es mit niederhängenden Steigbügeln dicht um Fedor herum. Aber als er sich dem Tiere, das er als Schwadronspferd erkannte, zu nähern versuchte, schlug es mit aller Kraft aus und stürmte aufs neue in munteren Sprüngen davon. Der Anblick war ein alltäglicher. Fedor sah dem Tiere ruhig zu. Er wußte, daß es die Behaglichkeit, sich in voller Ungebundenheit zu tummeln, bald genug aufgeben würde. Er sah ab und zog ein Stück Zucker aus der Tasche. Als sich das Pferd beruhigt hatte, lockte er es heran, und dann, mit schnellem Griff, hatte er es an dem herunterhängenden Trennzügel gepackt.

„Siehst Du, mein Ausbund, Dich hätten wir!“

Vom Trompeterkorps kam ein Soboist angaloppiert und nahm dem Oberleutnant das Tier ab.

„Wessen Pferd ist das?“

Alle Lustigkeit ist mit einem Schlage aus Dr. Ferbers Antlitz verschwunden; ja, seine Stimme klingt so ernst, daß der Mut seines hübschen Gegenübers wieder zu erwachen beginnt.

„Also sind Sie mir nicht mehr böse, Herr Doktor?“

Wie innig ihn die beiden dunklen Augensterne anblicken.

„Erstens niemals gewesen, meine Gnädigste, und zweitens nun von ganz gegenteiligen Anschauungen durchdrungen!“

Bei diesen Worten überflutet eine Purpurwelle des jungen Mädchens Wangen. Aber es scheint, als hätte Max Ferber davon nichts gesehen.

Dienstfertig hilft er ihr, die schützende Mülle umzulegen, um dann mit selbstverständlicher Miene ebenfalls nach Gut und Mantel zu greifen.

„Sie wollen auch schon fort?“

„Zawohl, Sie begleiten, mein gnädiges Fräulein, um Ihnen draußen bei Sternenschein noch einmal das Lied zu singen, das mir seit gestern nicht mehr aus dem Sinne will:“

„Und wenn ich niemals mehr im Leben dich wiederseh . . .“

Würde man nach der Dauer der Zeit urteilen, dann müßte das anspruchslose kleine Lied unendlich viele Strophen gehabt haben, wenigstens war Mitternacht lange vorüber, als sich Sänger und Zuhörer im dunklen Stadtpark endlich von einander trennten und ob der erstere nur gesungen, das kann der Chronist nicht verbürgen, wollen doch Vorübergehende aus jenem lauschigen Winkel, wo die beiden gesessen, häufig Töne gehört haben, die mehr an ein Liebesgeflüster, als an Gesang erinnerten.

„Ich glaube, wenn ich mich nicht täusche, ist es das Dienstpferd „Gambetta“, Herr Oberleutnant, das der Fahnenjunker von der Vierten reitet.“ — „Aha!“

Er saß wieder auf und sah nach der Uhr. In fünfzehn Minuten mußte er in der Kaserne sein.

Fedor trat rechtzeitig in das Unterrichtszimmer, in dem das Standgericht stattfinden sollte. Der Burche erwartete ihn an der Tür mit Helm und Gelbbinde.

Dann meldete er sich bei Major Graf Guntermann als Richter. Die Herren rauchten eben eine Zigarette zu Ende. Außer Goh v. Reichenhausen waren noch Rittmeister v. Wagner und der Regimentsadjutant zugegen, ein Protokollführer und eine Ordonnanz.

„Nun, da können wir ja anfangen,“ sagte der Major.

„Um was handelt es sich denn?“

„Eine schwere Beleidigung. Ein Unteroffizier von der Dritten hat die Frau eines Wachtmeisters beleidigt. Wir werden die Frau vernehmen. Bitte, wollen die Herren Platz nehmen!“

Die Sitzung wurde eröffnet. Die Offiziere legten ihren Richtereid ab. Es folgte eine Feststellung der Personalien des Angeklagten.

Es war ein junger, bildhübscher Unteroffizier. Die Anklage legte ihm zur Last, daß er der Frau des Wachtmeisters aufgelauret und sie um ein Stelldichein gebeten habe.

Der Angeklagte gab das zu. Wachtmeister Anorre, der von einem Parterrefenster Augen- und Ohrenzeuge des Vorfalls gewesen war, hatte Strafantrag gestellt.

Die Frau war blaß und zitterte. Mit gepreßter Stimme machte sie ihre Aussage. Um so energischer berichtete der gekränkte Ehemann über den Vorgang.

Der Angeklagte wurde gefragt, ob er gegen die beiden Aussagen etwas einzuwenden habe. Er verneinte, er war in allen Punkten geständig.

Der Vorsitzende machte ihn darauf aufmerksam, daß er doch in der Voruntersuchung versucht habe, die junge Frau Anorre zu belästigen. — Er erklärte: „Diese Aussagen ziehe ich zurück.“

„Warum?“

„Weil sie falsch sind, Herr Major!“

„Gm. Wie verhält sich das, Frau Anorre? Der Angeklagte hat früher ausgesagt, Sie seien ihm entgegengekommen, ja er geht sogar noch weiter — Sie können übrigens Ihre Aussage verweigern, wenn Sie glauben, daß Sie sich dadurch selbst belasten. Nun, bitte, wie steht es damit?“

(Nachdruck verboten.)

Die junge Frau sah noch blässer aus. Einen Augenblick starrte sie zu Boden. Ihr Gatte räusperte sich. Einen kurzen Blick warf er auf seine Frau, dann sah er, die Hände auf seinen Säbel gestützt, unverwandt die Richter an.

„Ich will aussagen,“ erklärte die junge Frau.

„Bitte —“

„Ich bin dem — Unteroffizier niemals entgegengekommen. Ich — ich kannte ihn ja gar nicht, den Menschen.“

„Ist das richtig, Angeklagter?“

In dem Gesicht des Unteroffiziers zuckte keine Wimper.

„Es ist richtig, Herr Major.“

„Gut. Und sonst haben Sie nichts zu Ihrer Verteidigung vorzubringen? Sie haben das letzte Wort, Angeklagter . . .“

„Zu Befehl, ich habe nichts vorzubringen, Herr Major.“

„Dann erteile ich dem Vertreter der Anklage das Wort.“

Freiherr von Brandenburg erhob sich und wies mit wenigen Worten auf die Dreistigkeit des Angeklagten hin. Die Worte, die der Angeklagte an eine ehrsame Frau, noch dazu an die Frau eines Vorgesetzten, gerichtet habe, stellten eine schwere Beleidigung dar. Strafmildernd sei lediglich, daß der Angeklagte heute in allen Punkten der Wahrheit die Ehre gegeben habe. Auch seine Beurteilung durch Oberleutnant Müllers sei gut. Der Tatbestand aber sei erwiesen. Er beantragte deshalb die Verurteilung des Angeklagten Uhde im Sinne der §§

„Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück,“ verkündete Major Guntermann. Die Herren erhoben sich.

„Der Fall liegt ziemlich einfach, meine Herren,“ sagte der Graf, „der Angeklagte ist geständig. Nach meinem Dafürhalten können wir auf eine einfache Ehrenkränkung abkommen. Wie denken Sie, meine Herren? Der Unteroffizier macht keinen schlechten Eindruck. Im Gegenteil —“

„Ich muß sagen,“ erklärte Rittmeister von Wagner, „daß ich den Fall durchaus nicht für leicht halte —“

Graf von Reichenhausen nickte.

„Durchaus meine Ansicht —“

„Der Mann ist mit den elementarsten Gesetzen aller landläufigen Ehrbegriffe in Konflikt geraten —“

„Sehr richtig!“

„Meine Herren, wir sind meistens nicht nur vor dem Buch der Bücher allesamt Sünder, sondern —“

„Herr Major, hier kenne ich keine Entschuldigung!“ Fedor hatte es gerufen. „Mag der Mensch noch so gut qualifiziert sein — darauf gebe ich rein nichts. Solche Qualifikationen, wie sie da Müllers geschrieben hat, entstehen post festum, wie man weiß — mag der Mensch fernerhin scheinbar honorig gehandelt haben — für mich ist er ein Ehrloser. Er hat an die Heiligkeit der Ehe —“

„Aber bester Gott!“

„Ich bin derselben Ansicht!“ sagte der Rittmeister. „Ich bin für eine empfindliche Bestrafung.“

„Sie haben es in der Hand, meine Herren Richter — bitte, stimmen Sie ab.“

Fünf Minuten später verkündete Graf Guntermann den Richterspruch: „Der Angeklagte wird wegen Beleidigung der Ehefrau Knorre zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. — Sie haben das Recht, Berufung einzulegen, Unteroffizier Uhde, wenn Sie glauben, daß Sie zu hart oder zu Unrecht bestraft sind. Sie erreichen dadurch, daß Ihre Sache erneut zur Verhandlung vor dem Kriegsgericht in Breslau kommt. Sie können sich die Sache überlegen, Sie können sich aber auch gleich erklären —“

Unteroffizier Uhde stand hochaufgerichtet da. „Herr Major,“ sagte er, „ich nehme die Strafe an.“

„Dann erkläre ich die Sitzung für geschlossen!“

Bizewachtmeister Knorre stützte seine Frau. „Ich werde Dir ein Glas Wasser holen,“ sagte er, „es ist aber auch wirklich höllisch heiß hier.“

Graf von Reichenhausen verabschiedete sich. „Der Mensch hat das Urteil angenommen, er hatte offenbar noch eine strengere Strafe erwartet.“

11.

Bei Oberst Dürr war die ganze Familie heiter um die Teestunde beisammen. Ein Abend, den der vielbeschäftigte Kommandeur, statt in seinem Arbeitszimmer, ruhig im Kreise der Seinigen verbringen durfte, galt diesen immer als ein besonderer Abend. Oberst Dürr pflegte dann die Litewka aufzuknöpfen und sich behaglich im Schaukelstuhl zurückzulehnen.

Der Vater hatte sich schon wiederholt geräuspert. Es schien, als drücke er an irgend einer feierlichen Sache, die er sagen müsse, und die ihm nicht recht heraus wollte. Ein großer

Sprecher war Oberst Dürr nicht. Während er an der Zigarre sog, betrachtete er seine Tochter Pauline mit Wohlgefallen. Paula war die Älteste. Sie war nach ihm geraten. Das wechselnde Mienenspiel ihres rosigen Gesichts zeigte, daß es ihr nicht entging, wie der Vater sie heute so merkwürdig verstohlen ansah.

Sie fuhr sich mit der Hand an die Stirn und strich das schwarze Haar, das sich ungebannt in seidener Fülle haushete, aus dem Gesicht zurück.

„Nun?“ fragte die Mutter.

Der Oberst stand auf. „Liebe Kinder,“ sagte er. „Ich habe Euch eine wichtige Mitteilung zu machen. Sie betrifft vor allem Dich, Paula.“

Der Tochter schoß das Blut, wie gewöhnlich, rasch ins Gesicht. Dieser schnelle, lebhafte Farbenwechsel war eine Eigenart von Pauline Dürr.

„Mit Mama habe ich schon gesprochen,“ fuhr er fort. „Ich habe heute einen Besuch gehabt auf meinem Regimentszimmer. Es war einer da, der etwas von mir wollte. — Ahnst Du, wer, liebe Paula?“

„Wer könnte das gewesen sein?“ staunte sie unbefangen. — Aber im selben Augenblick wurde sie rot. Sie faßte unwillkürlich nach dem Herzen.

„Der junge Herr, der in meinem Geschäftszimmer war und mich gehorsamt gebeten hat, sich um Deine Hand bewerben zu dürfen, heißt —“

„Christian Deef!“

„Ganz recht. Christian Deef, Oberleutnant im Regiment „Graf Schlig“, und ich als Vater habe ihm geantwortet —“

Pauline war schon auf den Vater zugeflogen.

„— Habe ihm geantwortet, daß ich Dir selbst, mein Paulus, die Entscheidung überlassen wollte. Denn daß es so um Euch stand, das konnte ich natürlich nicht wissen. Nun habe ich plötzlich Deine Antwort, ehe Du noch die Lippen aufgemacht hast!“

„Ist das meine scheue, schüchterne Paula?“ fragte die Mutter. „So heimlich hast Du das alles gemacht? Selbst ich und Deine Schwester haben nichts gewußt!“

Pauline lächelte, während die Mutter ihr über den Scheitel fuhr. Wie im Traum lächelte sie. Sie vermochte keine Klarheit in ihre Gedanken zu bringen — Christian Deef! Also waren die intimsten Träume, die sie niemand im Leben, auch der Mutter, auch Irene nicht, verraten hätte, nicht nur leere Hoffnungs träume gewesen! Wie schön war es, wie sonnenhell auf dieser Welt. Sie liebte ihn, und er liebte sie!

Oberst Dürr machte sich sanft aus den Armen seines dankbaren Kindes frei.

„So will ich nicht länger säumen und Deinen Ritter lobesam Christian rufen. Viel Zeit, das Verlöbnis zu feiern, hat er nämlich nicht, unser Deef. Uebermorgen geht es nach Potsdam —“

„Ich weiß — Christians Kommando zur Garde-Division!“

„Und Du, Frau, machst unterdessen draußen einen Tisch in der Laube zurecht. Was der Keller hergibt, dafür will ich sorgen. Man feiert nicht alle Tage Verlobung in unserm Regiment.“

Er ging in sein Zimmer und die Damen hörten, wie er das Offizierskasino anklingelte.

„Christian erwartet dort die Entscheidung!“ flüsterte die Mutter.

Im Kasino saßen um diese Stunde nur fünf Gäste: Lipinsky, „die beiden Sittiche“, Fahrenjunfer Büllmann und etwas abseits, nervös in den Journalen blätternd, Christian Deef. Der größte Teil der Herren war nach Breslau gefahren, wo am nächsten Tag Concours hippique stattfand. Fahrenjunfer Spinner aber lag im Lazarett, er war mit dem Pferde gestürzt und hatte eine böse Quetschung davongetragen.

Die Richter in den silbernen Armleuchtern waren bereits tief heruntergebrannt. In halber Höhe über der noch gedeckten Tafel schwebte eine flache blaugrüne Wolke flink dahinflatternd, sobald eine der Ordonnanzen die Flügeltüren öffnete.

Die Wolke war das Verdienst von den beiden Wellensittichen, die um die Bette rauchten.

Eine Schachtel von zwanzig Stück machte Leinsdorf mit Leichtigkeit an einem Abend leer, und sein Komparse Brittwitz gab ihm nicht viel nach. Dafür waren die beiden Jünglinge sonst verhältnismäßig solid. Sie tranken Eider, den das Kasino aus der Bretagne bezog, aus hohen Gläsern, in denen kleine Eisstückchen schwammen. Brittwitz nahm spielend den langstieligen Köffel, der zum Umrühren diente, zur Hand und zog mit dessen Spitze ein paar Längsrillen auf dem weißen Damast.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingstmaien. von Paul Passy.

Gewiß ein lieblicher, vielsagender Brauch, am Pfingstfeste die Wohnungen mit grünen Maien zu schmücken. Denn Pfingsten als das Fest des Geistes ist zugleich das Fest des vollerblühten Frühlings. Der Geist ist's, der, wie es in der Bibel heißt, lebendig macht, und neubelebend, dem Tode entreißend rauscht er im erwachenden Venze über die totenstarre Schöpfung dahin und zaubert aus dürrer Gallen und erstorbenen Zweigen junges, zartes Grün und ein vielfarbiges Blütenfeuer hervor, damit zugleich an jene wunderbaren Flammen erinnernd, die sich dereinst auf den Häuptern der gläubigen ersten Pfingstgemeinde in Jerusalem niederließen. Aber die Maie, die Weißbirke, ist doch das treffendste Sinnbild des wirklichen, vollen Venzes. Unter allen Waldbäumen ist sie es, die zuerst in ihrem zartgrünen Blätterarm prangt, und daher heißt sie wohl mit Bezug auf ihren weißglänzenden Stamm „die weiße Frau im grünen Schleier.“ Die verhältnismäßig kleinen, in steter Bewegung befindlichen Blätter, die das Geäst des Stammes noch durchblicken lassen, machen den Eindruck eines Schleiers, der feuch das zarte Gebilde umwaltet, und ein Birkenwäldchen im Mai kommt einem vor wie eine Festversammlung von Jungfrauen, von Bräuten, die den Bräutigam zu erwarten scheinen, heißt's deshalb nicht vom Bonnemond:

„Dieser Monat ist ein Kuß,
Den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzt eine Braut,
Künftig eine Mutter werde.“

Ja, das Erdenrund im pfingstlichen Maienschmuck gleicht einer Braut, und wenn das Lüftchen losend in den Blättern spielt, dann klingt's wie das zarte, schüchterne Geflüster zweier Liebenden . . . Sinnig deutet Goethe in dem Nachtliede „Nun verlaß ich diese Stätte, meiner Liebsten Aufenthalt“ ufm. die im Winde sich leise bewegenden herabhängenden Zweige der Birke als die geschäftigen Hände von Jungfrauen, die der Göttin Luna duftiges Rauchwerk streuen:

„Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streu'n mit Reigen
Ihr den süßen Weihrauch auf . . .“

In manchen Gegenden Deutschlands setzen Jünglinge ihrem „Herzblättchen“ in der Nacht zum 1. Mai eine Maie vor die Tür, und in Westfalen werden auf solchen Häusern, in denen heiratsfähige Mädchen wohnen, größere Birkenbüsche befestigt. In anderen Gegenden stellen die Liebhaber unter

dem Schlafzimmerfenster ihrer Herzallerliebsten junge Maien auf, die sie mit großer List aus dem Walde entwendeten. An diesen sinnigen Brauch erinnert Hoffmann von Fallersleben in den Versen:

„Hebers Jahr zu Pfingsten
Pflanz' ich Maien Dir vor's Haus,
Bringe Dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenkranz.“

Die Maie freilich ist ein Sinnbild nur der noch unberührten, reinen Jungfrau:

„Da stehst Du, zart und innig,
Dem Mägdlein gleich, noch unentweicht,
Trägst wie die Jungfrau sinnig
Der Unschuld lilienweißes Kleid.“

Darum wird sie nur vor der Tür solcher Mädchen auf-gepflanzt, die sich „ihr Kränzlein bewahrt haben.“ Die anderen finden unter ihrem Fenster wohl — einen dürrer Baum, einen ausgedienten Besen, eine vertrocknete Dornenwelle, Büsche von Holunder-, Hasel- oder Wachholdersträuchern usw., alles Sinnbilder eines entweichten, seines Wertes beraubten, nutz- und zwecklosen Lebens.

So ist die pfingstliche Maie als treffendes Sinnbild des frischen, fröhlichen Lebens, das mit dem jungen Venze seinen Einzug gehalten hat, und der in der weiten, vor Sonne aufstehenden Schöpfung erwachenden Liebe gewiß ein bedeutungsvoller Schmuck, der selbst in die entlegenen, dunklen Hofwohnungen moderner Großstädte, in die kaum ein Sonnenstrahl sich zu strecken wagt, die frohe Kunde vom sieghaft triumphierenden Venze trägt, und darum verstehen wir es nicht, daß es eine Zeit gegeben hat, in der seitens der Obrigkeit das Setzen von Maien sowohl in Privathäusern usw. als auch in Kirchen verboten war. Warum wohl? Angeblich wegen der damit verknüpften „Baldverwüstung“ (1) sowie wegen der gesundheitlichen Nachteile, die für nervenschwache Personen der starke Duft der Bäumchen im Gefolge habe (Verbot vom 8. April 1715). Gottlob, denken auch unsere Behörden heute anders darüber und lassen der pfingstlichen Maie gleich dem Tannenbaum am Christfest ihr gutes Recht wiederfahren. Beide ergänzen sich: was dieser inmitten des starren, toten Winters nur verheißungsvoll abbilden konnte, das verkörpert die Maie auf das sichtbarste: Leben, Liebe! Darum erklingt's zum lieblichen Pfingstfeste wonnejauchzend aus tausend Herzen:

„Schmückt das Fest mit Maien,
Säset Blumen streuen,
Bündet Opfer an . . .“



Besuch des Deutschen Kaisers (1) im Hauptquartier des Kronprinzen (2); rechts Prinz Oskar von Preußen (3).